

EIN JAHRZEHNT POSTKOMMUNISTISCHER HISTORIOGRAPHIE: DIE AUFARBEITUNG DER VERGANGENHEIT IN DEN NEUNZIGER JAHREN

Das Österreichische Ost- und Südosteuropa-Institut, das Institut für Osteuropäische Geschichte der Universität Wien und die Historische Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften richteten vom 27. bis 29. September 2001 eine gemeinsame, internationale Konferenz mit einem ehrgeizigen Ziel aus: Anvisiert waren eine Analyse und ein Vergleich der Entwicklung der postkommunistischen Historiographien während der letzten zehn Jahre. Neben österreichischen und deutschen Ost- und Südosteuropahistorikern wurden in diese Veranstaltung auch Vertreter der Nationalhistoriographien sämtlicher ehemals kommunistischer Länder Europas einbezogen. Und auch wenn letztlich nicht alle eingeladenen bzw. auf dem Programm angekündigten Kollegen tatsächlich auf der Konferenz erschienen, so war diese sowohl was den Veranstaltungsrahmen als auch was die thematische Konzeption betraf doch ein einzigartiges Unternehmen.

Bereits in der Einführung wurde der Begriff ‚postkommunistische Historiographie‘ zum Thema einer kritischen Auseinandersetzung. Schließlich konnte man sich zumindest darauf einigen, dass der Gegenstand der Diskussion in den folgenden beiden Tagen nicht die postkommunistische Historiographie sein sollte, sondern die Historiographie in den früher kommunistisch regierten Ländern.

Das einführende Plenum setzte sich aus drei großen Vorträgen zusammen: Mark von Hagen (New York) sprach zum Thema „Russia/Soviet Union/Eurasia: A view from North America“. Dušan Kováč (Bratislava) referierte über „Paradoxien und Dilemmata der postkommunistischen Geschichtsschreibung“ und Moritz Csáky (Graz, Wien) über „Geschichte und Gedächtnis. Erinnerung und Erinnerungsstrategien im narrativen historischen Verfahren“. Daran schlossen sich Beiträge zur Geschichtsschreibung in Russland, Bulgarien und Ungarn an. Diese drei Länder wurden als Repräsentanten der drei Regionen vorgestellt, die dann am folgenden Tag in drei getrennten Sektionen diskutiert wurden: die frühere Sowjetunion, Ostmitteleuropa und Südosteuropa. Nur so konnte die beeindruckende Zahl von 42 Referaten zu insgesamt 21 Ländern bewältigt werden, wobei zu jedem Land jeweils ein Vertreter aus dem Land selbst und ein Fachkollege aus Österreich oder Deutsch-

land Stellung nahm. Von diesem Modell wurden nur zwei unbedeutende Ausnahmen gemacht.

Die ursprüngliche Konzeption der Konferenz war gut durchdacht: Alle Referenten sollten ihre Beiträge den Organisatoren bereits vorab zukommen lassen, so dass diese nicht nur den drei Referenten der Einführungsvorträge, sondern sämtlichen Teilnehmern der Konferenz zur Verfügung gestellt werden konnten. Auf dieser Grundlage sollte sich dann – trotz der großen thematischen Breite – eine konzentrierte und zielorientierte Diskussion entwickeln. Doch wie bei vielen ähnlich angelegten Konferenzen ließ sich auch hier dieses Vorhaben nicht verwirklichen, denn der größte Teil der Referenten sah sich nicht in der Lage, den eigenen Beitrag schon vor Beginn der Veranstaltung zu liefern. Das wirkte sich zumindest teilweise ungünstig auf das Projekt einer intensiven und an den Problemen orientierten Debatte aus. Eine solche Diskussion kam gewissermaßen erst am Abschlusstag zustande, als die Berichte aus den drei Sektionen im Plenum vorgetragen wurden. Für die Sektion „Ehemalige Sowjetunion“ resümierte Andreas Kappeler (Wien) die Ergebnisse der Diskussionen; die Sektion „Ostmitteleuropa“ fasste Arnold Suppan (Wien) zusammen, die der Sektion „Südosteuropa“ präsentierte Alojz Ivanišević (Wien).

Obwohl das ursprünglich anvisierte Ziel also nicht erreicht worden war, stimmten die Tagungsteilnehmer darin überein, dass das ganze Unternehmen außerordentlich nützlich und produktiv gewesen sei. In den Referaten wie in den anschließenden Diskussionen wurden eine ganze Reihe von Fragen formuliert, die Perspektiven für die weitere Forschung und für die Analyse der Entwicklung der Historiographie in diesem Teil Europas aufzeigen.

In erster Linie wurde deutlich, dass die gesellschaftliche Entwicklung in den einzelnen postkommunistischen Ländern trotz einiger Ähnlichkeiten markante Divergenzen aufweist. Das schlägt sich auch in der Geschichtswissenschaft nieder. Neben Unterschieden hinsichtlich der gesellschaftlichen und politischen Bedingungen und der wirtschaftlichen Faktoren, die hier ebenfalls eine Rolle spielen, hat auf die Entwicklung der Historiographien seit 1989 auch die jeweilige Vorgeschichte – die Tradition der Geschichtswissenschaft vor dem Machtantritt der Kommunisten – großen Einfluss. So reicht die ideologische Deformation in der ehemaligen Sowjetunion, in der, mit Ausnahme der baltischen Staaten, die Historiographie mehr als 70 Jahre lang unter der Kuratel der Partei stand, ohne Zweifel am tiefsten.

Es wurde ferner offensichtlich, dass die ursprünglichen Vorstellungen der Historiker vom freien Forschen und der Entideologisierung der Geschichtswissenschaft zu einfach waren. Die Probleme, die sich seit 1989 auf diesem Gebiet ergaben, resultierten einerseits aus der Umorientierung der Forschung, andererseits aus der Notwendigkeit methodischer Neuorientierung, ohne die zu befürchten steht, dass das Postulat der Entideologisierung zu einem inhaltsleeren Slogan wird. In vielen Ländern zeigten sich nach dem Sturz des Kommunismus starke nationalistische Tendenzen, von denen auch eine Bedrohung für die Geschichtswissenschaft ausging. Den Historikern aus den postkommunistischen Ländern gelang es in sehr kurzer Zeit, alte Kontakte zu erneuern, oder aber neue Kontakte zu der historischen Forschung im Westen anzuknüpfen. Eine bedeutende und oft zu wenig gewürdigte

Rolle spielten dabei die mit der Erforschung Ost- und Ostmitteleuropas befassten Institutionen vor allem in Österreich, in Deutschland und den USA. Neben all den persönlichen Verbindungen wäre es allerdings notwendig – diese Forderung bleibt bestehen – gemeinsame Forschungsteams zu gründen und gemeinsame Projekte ins Leben zu rufen. Dafür bedarf es allerdings ein bisschen mehr als guter Kontakte, z.B. einer gemeinsamen Reflexion über Forschungsziele und -methoden. Zwar hat der Wandel im Bereich der erforschten Themenfelder eingesetzt, doch werden nach wie vor Stimmen laut, die auf den unbefriedigenden Entwicklungsstand vor allem im Bereich der Sozialgeschichte hinweisen. Es wurde allerdings auch festgestellt, dass die Geschichtswissenschaft in den postkommunistischen Ländern nach 1989 vor eine außerordentlich schwierige Aufgabe gestellt wurde. Zum einen sollte sie den Rückstand gegenüber der internationalen Forschung ‚aufholen‘, die in den vergangenen 40 Jahren eine komplexe Entwicklung durchlaufen hat, den die Historiker in den kommunistischen Ländern nicht in vollem Umfang reflektieren konnten. Zugleich galt es, die Deformation in der nationalen Historiographie zu beseitigen, was auch keine einfache Aufgabe war.

Die Wiener Konferenz war die bisher wichtigste Veranstaltung im Bereich der Reflexion und Selbstreflexion der Historiographie der postkommunistischen Länder. In den einzelnen Gesellschaften liefen auf nationaler Ebene bereits mal mehr mal weniger heftige Auseinandersetzungen über dieses Thema. Bisher fehlte jedoch ein Forum, um die Paradigmen, die Modelle und Probleme in dem Umfang zu vergleichen, wie dies die Wiener Konferenz nun möglich machte. Die volle Bedeutung der Konferenz wird sich vielleicht erst zeigen, wenn die Veranstalter die Konferenzmaterialien in einem Sonderheft der „Österreichischen Osthefte“ publiziert haben werden, das im Jahr 2002 erscheinen soll.